

(Nachdruck verboten.)

149

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal

Die Frage der Ehe führte Roseta wieder in die Wirklichkeit zurück. Am Tage, wo ihr Vater alles erfahren würde, heilige Jungfrau, würde er ihr mit seinem Stode die Knochen zerbrechen. Und sie sprach von der künftigen Tracht Prügeln heiter und ruhig, wie ein starkes Mädchen, das an diese strenge und ehrwürdige väterliche Autorität gewöhnt ist, die sich durch Ohrfeigen und Püffe Geltung verschafft.

Ihre Beziehungen waren durchaus unschuldig. Sie wanderten im Halbdunkel der hereinbrechenden Nacht über den fast öden Weg, und selbst die Einsamkeit schien keinen unreinen Gedanken in ihrem Geiste zu erwecken. Als Tonet einmal unwillkürlich Rosetas Taille berührte, wurde er rot, als wäre er das junge Mädchen gewesen. Das war die erste Liebe der kaum erschlossenen Jugend, die sich mit dem Austausch von Blicken, mit naiven Unterhaltungen und heiterem Lachen begnügt.

Die Arbeiterin, die an den Abenden der Angst so innig das Erwachen des Frühlings herbeisehnte, sah jetzt mit großer Unruhe die langen und hellen Abende kommen. Es war jetzt noch heller lichter Tag, wenn ihr Verlobter sich ihr anschloß, und stets hatten sie das Mißgeschick, irgend einer Arbeiterin aus der Fabrik oder einer Nachbarin zu begegnen, die alles erriet und ironisch lächelte. In der Werkstatt begannen Rosetas Feindinnen sie zu necken und sie ironisch zu fragen, wann denn die Hochzeit stattfinden würde; sie hatten ihr den Spitznamen „die Schäferin“ gegeben, weil ihr Liebster der Enkel des alten Schäfers war. Das arme Mädchen zitterte vor Unruhe; früher oder später mußte die Neuigkeit Watiste zu Ohren kommen, und was gab es dann für eine Tracht Prügel!

Um diese Zeit überraschte sie Watiste am Tage seiner Verurteilung vor dem Wassertribunal in Begleitung Tonets. Doch die Sache hatte keine Folgen; der glückliche Zwischenfall mit der Bewässerung schützte die Schuldige. Der Vater, der ganz fellig war, daß er seine Ernte gerettet hatte, begnügte sich, sie mehrmals mit strenger Stirn anzuschauen und erklärte ihr mit langsamer Stimme und erhobenem Zeigefinger in gebieterischem Tone, sie hätte jetzt allein nach Hause zu kommen, sonst bekäme sie es mit ihm zu tun.

Und eine ganze Woche lang kam sie auch allein. Tonet, der Respekt vor Watiste hatte, begnügte sich, sich am Rande der Landstraße zu verstecken, um die Arbeiterin vorübergehen zu sehen oder ihr in weiter Entfernung zu folgen. Ubrigens waren jetzt, wo die Tage länger wurden, zu viel Leute auf der Landstraße.

Die Trennung der beiden Liebenden konnte nicht lange dauern, und eines Sonntags nachmittags nahm Roseta, die nichts zu tun hatte, und es müde war, vor der Tür des Hauses zu promenieren, einen grünen Krug und sagte ihrer Mutter, sie wolle am „Springbrunnen der Königin“ Wasser schöpfen. Sie hatte unter denen, die in der Ferne über die Fußwege wanderten, Tonet zu erkennen geglaubt.

Ihre Mutter erlaubte es ihr. Man mußte dem armen Mädchen, das keine Freundinnen hatte, doch eine Zerstreuung gönnen. Und dann muß sich die Jugend doch auch ein bißchen ausleben.

„Der Brunnen der Königin“ war der Stolz der ganzen Huerta, die verurteilt war, das Wasser der Ziehbrunnen und die rötliche und schlammige Flüssigkeit zu trinken, die die Kanäle durchfließt. Diese Fontäne stand einem verlassenen Gehöft gegenüber; und nach der Behauptung der Klügsten des Landes war es ein Werk von großem Wert. Pimento meinte, es stamme aus der Zeit der Mauren; ein Dokument der Epoche, wo die Apostel durch die Welt zogen, um die Schurken zu taufen, wie der Vater Tomba sagte, der das mit der Majestät eines Orakels behauptete.

An den Sonntagnachmittagen sah man über den mit Pappeln besäumten Weg Gruppen von jungen Mädchen

wandern, die, ihren Krug gerade und unbewegt auf dem Haupte, durch den Rhythmus des Ganges und die Eleganz der Erscheinung an die Wasserträgerinnen von Athen erinnerten. Diese Prozession verließ der Huerta von Valencia einen biblischen Charakter; sie erinnerte an die arabische Poesie, die von der Frau am Springbrunnen singt und in ein und demselben Rahmen die beiden glühendsten Leidenschaften des Orientalen vereint, für die Schönheit und das Wasser.

Der Springbrunnen bestand aus einem viereckigen Bassin mit roten Steinmauern. Man stieg sechs Stufen hinunter, die das Rinnsal geglättet hatte. Auf der Vorderseite des steinernen Rechtscks, der Treppe gegenüber, zeichnete sich ein Basrelief mit verwischten Figuren ab, die man unter der Mörtellage nicht mehr zu erkennen vermochte. Es mußte die Jungfrau Maria, von Engeln umgeben, sein: eine plumpe und naive Skulptur des Mittelalters, jedenfalls ein Weibbild aus der Zeit der Eroberung. Doch während eine Generation den Stein behaute, um die von den Jahren ausgewaschenen Figuren hervortreten zu lassen, während eine andere sie mit dem Eifer barbarischer Sauberkeit weiß anstrich, hatte man die Fliesen in einen Zustand versetzt, daß man nur noch den Torso einer Frauengestalt unterschied, der „Königin“, der der Springbrunnen seinen Namen verdankte: eine Maurenkönigin, wie es alle Königinnen der ländlichen Sagen unvermeidlich sein müssen.

In lärmender Fröhlichkeit und heiterem Trubel fehlte es an Sonntagnachmittagen in der Umgebung des Springbrunnens gewiß nicht.

Mehr als dreißig Mädchen versammelten sich dort, alle wollten zuerst ihre Krüge füllen, hatten es aber dann mit dem Fortgehen gar nicht so eilig. Sie stießen sich auf der engen Treppe, die Röhre zwischen den Beinen, um sich hinunterzubiegen und ihre Krüge in das kleine Bassin zu tauchen, dessen Oberfläche unaufhörlich von den Strudeln des aus dem Sandbett aufsteigenden Wassers bewegt wurde. Hier wuchsen Schlamm- und grünen Haaren gleich, die in ihrem Gefängnis von flüssigem Kristall hin- und herwogten und unter dem Druck der Strömung ängstlich zu zittern schienen. Sogenannte „Weber“ hupchten unaufhörlich mit ihren feinen Füßchen über die klare Oberfläche.

Die Mädchen, die ihre Krüge bereits gefüllt hatten, setzten sich an den Rand des Bassins und ließen die Beine über dem Wasser hängen, zogen sie aber jedesmal, wenn ein Bursche zum Trinken hinunterging und die Augen erhob, mit entrißtem Geschrei zurück. Das sah einer Versammlung rebellierender Sperlinge ähnlich. Sie sprachen alle zusammen; die einen schimpften sich gegenseitig, die anderen hechelten die Abwesenden durch und klatschten über die Skandale der Huerta; und diese augenblicklich von der strengen, väterlichen Autorität befreite Jugend streifte die heuchlerische Haltung, die sie zu Hause zur Schau trug, ab und zeigte den aggressiven Geist, wie er den ungebildeten Seelen eigen ist, die sich niemals aussprechen dürfen. Diese „Engel“, die am Tage der Jungfrau Maria in der Kirche von Alboraya mit so sanfter Stimme die Litaneien und Hymnen sangen, emanzipierten sich, wenn sie allein waren, gebrauchten in ihrer Unterhaltung Flüche von Fuhrnechten und sprachen von gewissen Dingen mit der Ungeniertheit alter Weiber.

Bei Rosetas Erscheinen schwieg die lärmende Gesellschaft; ihre Anwesenheit hatte eine Bestürzung hervorgerufen, etwa als wäre ein Maure mitten während der Sodomie in die Kirche von Alboraya getreten. Was hatte sie hier zu suchen, diese Hungerleiderin?

Roseta begrüßte zwei oder drei junge Mädchen, die in ihrer Fabrik arbeiteten; doch sie antworteten ihr kaum mit zusammengekniffenen Lippen und mit verächtlichem Tone. Die anderen, die sich von ihrer Bewunderung erholt, begannen wieder zu sprechen, als wäre nichts geschehen, sie wollten der Eindringlingin nicht einmal die Ehre des Schweigens schenken.

Roseta stieg hinunter und als sie, nachdem sie ihren Krug gefüllt, den Kopf über die Mauer streckte und einen ängstlichen Blick auf die ganze Huerta warf, rief eine böshafte Stimme: „Schau' nur! Er wird nicht kommen!“

Die Sprecherin war eine Nichte Pimentos, eine Brinette, die vollständig aus Nerven zu bestehen schien. Eine Person

mit frecher Stumpfnase, keck und hochmütig, weil sie eine einzige Tochter und noch dazu die eines Vaters war, der niemand Pacht bezahlte, denn die vier Acker, die er bebaut, gehörten ihm zu eigen.

Ja, sie konnte so viel hinsehen, wie sie wollte, er würde doch nicht kommen. Man wußte ja, wen sie erwartete, ihren Bräutigam, den Enkel des Vater Lomba. Na, das war auch eine Partie! Und diese dreißig grausamen Mäuler lachten, lachten, als wenn sie bersten wollten, nicht etwa, weil die Sache an sich sehr komisch schien, sondern nur um der Tochter des verhassten Vatisse wehe zu tun.

„Die Schäferin! Die göttliche Schäferin!“

Roseta zuckte gleichgültig die Achseln; sie erwartete, so empfangen zu werden. Und außerdem hatten die Hänseleien aus der Fabrik ihre Empfindlichkeit abgestumpft. Sie setzte also ihren Krug auf den Kopf und stieg die Stufen hinauf; doch bei der letzten veranlaßte sie die dünne Flötenstimme von Piments Nichts, stehen zu bleiben. Wie diese Viper stach! Nein, sie würde sich nicht mit dem Enkel des Vater Lomba verheiraten. Das war ein Einfaltspinsel, ein dummer Teufel, doch ein ehrlicher Vurische, der mit einer Familie von Dieben keine Verwandtschaft eingehen würde.

Roseta ließ beinahe ihren Krug fallen. Sie wurde rot, als ließe ihr bei diesen Worten, die ihr das Herz zerrissen, das Blut über das Gesicht, dann wurde sie weiß, blaß wie eine Tote.

„Wer ist ein Dieb? Wer?“ fragte sie mit zitternder Stimme, über die alle Mädchen am Springbrunnen lachten.

„Wer, nun Dein Vater, Pimento wußte es wohl und bei Copa sprach man von nichts anderem. Glaubten sie, das würde verborgen bleiben. Sie waren aus ihrem Dorfe ausgerückt, weil man sie dort zu genau kannte; darum kamen sie hierher und eigneten sich an, was ihnen nicht gehörte. Man hatte sogar erfahren, Vatisse hätte wegen häßlicher Dinge im Buchthause gefessen.“

Und die Kleine Viper schimpfte in dem Tone weiter; sie spritzte alles Gift aus, alles, was sie zu Hause und in der Ebene gehört, all die Lügen, die das Gefindel erfand, das bei Copa verkehrte, ein ganzes Gewebe von Verleumdungen, die Pimento erfunden hatte. Dieser zeigte sich von Tag zu Tag weniger geneigt, Vatisse offen anzugreifen, dagegen suchte er ihn durch Beschimpfungen zu ärgern und müde zu machen.

Blötzlich erwachte die Tapferkeit des Vaters in der gitternden Tochter, die vor Wut stammelte, und deren Augen sich blutig färbten. Sie ließ ihren Krug fallen, der in tausend Stücke zerbrach und die zunächst stehenden Mädchen bespritzte. Diese protestierten und nannten sie ein dummes Tier. Doch sie kümmerte sich nicht um diese persönliche Beleidigung.

„Mein Vater!“ rief sie, indem sie auf die Freche zustürzte. „Mein Vater ein Dieb? Sage es noch einmal, und ich werde Dir das Maul stopfen!“

Doch die Brünette brauchte nicht erst zu wiederholen, denn bevor sie auch nur den Mund aufmachen konnte, bekam sie einen Faustschlag mitten ins Gesicht, und Rosetas Finger packten sie bei den Haaren. Unwillkürlich klammerte auch sie sich unter der Einwirkung des Schmerzes an die blonden Haare der Arbeiterin, und einige Augenblicke sah man beide zappeln, vor Wut und Schmerz laut schreiend. Die Stirnen berührten fast den Erdboden, und abwechselnd zerrten sie sich hin und her, während die eine der anderen auf den Kopf schlug. Die Haarnadeln fielen, die Flechten lösten sich auf, die üppigen Haare glichen Kriegstandarten, nicht siegreich flatternd, sondern von den Händen des Feindes zerrissen und zerfetzt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der kindliche Gedankenkreis.

Der Pädagoge verlangt vom Kinde beim Eintritt in die Schule, daß es unterrichtsfähig sei. Darunter versteht er den Grad physischer, besonders aber intellektueller Entwicklung, der den Schulneuling befähigt, dem Unterricht zu folgen und den aufgenommenen Lehrstoff geistig zu verarbeiten. Hierzu ist neben gefunden und geübten Sinnes- und Bewegungsorganen vor allem eine Summe relativ richtiger Vorstellungen und Begriffe erforderlich, denn alles Lernen ist ein Apperzeptionsprozeß, d. h. ein physisch-physischer Vorgang, der darin besteht, daß sich an vorhandene Vorstellungen in bestimmter Weise neue Vorstellungen angliedern. Ist die Zahl der vorhandenen, also vor dem Schulbeginn erworbenen Vorstellungen des Kindes groß, so sind für viele der in der Folgezeit neu hinzu-

tretenden Vorstellungen Anknüpfungspunkte gegeben, infolgedessen kann in zahlreichen Fällen die Apperzeption vor sich gehen, der Vorstellungskreis des Kindes erweitert sich rasch, das Kind macht geistig schnelle Fortschritte. Dies um so mehr, je klarer die vorhandenen Vorstellungen sind und je sicherer sie im Vorstellungsbild des Kindes haften. Die Apperzeption ist für die menschliche Psyche, was die Assimilation für den Leib ist. Dieser erhält in Speise und Trank die erforderlichen Nährstoffe zugeführt; mit seinen Verdauungskraften bildet er diese in aufnahmefähige Formen um und scheidet alles nicht Aufnahmefähige als fremdes Element wieder aus — genau so erwirbt der Geist mit Hilfe der Sinnesorgane seine Nährstoffe; wie Zelle an Zelle so reißt im allmählichen geistigen Wachstum sich Vorstellung an Vorstellung, nur was innerlich verwandt ist, vermag sich dauernd zu erhalten, isolierte Vorstellungen gehen mit der Zeit unrettbar wieder verloren. „Ohne Assimilation keine Ernährung, kein Gedeihen des Leibes — ohne Apperzeption kein geistiger Reichtum, kein wirkliches Leben der Seele.“

Naturgemäß ist der Vorstellungskreis seinem Umfange wie seiner Zusammensetzung nach bei jedem Kinde anders gearbet. Kein Kind gleicht völlig einem anderen, weder körperlich noch geistig, wie es in der ganzen Natur überhaupt nicht zwei Dinge gibt, die einander in allen Stücken gleich wären. Durch diese als Individualität bezeichneten besonderen Leibes- und Geistes Eigenlichkeiten erfährt der Gedankenkreis eine verschiedene Ausgestaltung. Dazu kommt als weiterer beeinflussender Faktor die Umgebung, in der das Kind aufwächst, also die Örtlichkeit, das gesellschaftliche Milieu, die soziale Stellung der Eltern, die große, oft unkontrollierbare Menge der geheimen Miterzieher usw. Das Kind der Großstadt hat bei seinem Eintritt in die Schule einen anderen Vorstellungskreis aufzuweisen als ein Kind vom Lande, das Kind eines Kaufmanns einen anderen als das eines Arbeiters, das Kind gebildeter, gesitteter Eltern einen anderen als das ungebildeter, sittenloser, verbrecherischer Eltern usw. Doch nicht bloß die Art, auch die Qualität der Vorstellungen unterscheidet sich nach diesen Gesichtspunkten. Die Stadt mit ihren mannigfaltigen wechselnden Eindrücken macht das Kind zwar mit vielen Gegenständen bekannt, aber infolge des raschen Wechsels der Eindrücke vermag die Aufmerksamkeit nicht längere Zeit bei dem Einzelnen zu verweilen; die Vorstellungen werden nur sehr mangelhafte, unvollkommen ausgebildete sein. Das Dorfkind, in dessen Sinneskreis die Erscheinungen der Außenwelt nicht einem so häufigen Wechsel unterworfen sind, tritt zwar mit weniger, dafür aber meistens vollkommeneren Vorstellungen in die Schule. (Zante.); Hier wie dort gibt es natürlich tausend und abertausend Variationen, so daß die kindlichen Gedankenkreise nach Umfang und Inhalt eine Mannigfaltigkeit aufweisen, die ins Unermeßliche geht.

Dem Pädagogen, der, um seinen Unterricht fruchtbar zu gestalten, die Individualitäten der Schüler sorgfältig studieren und erforschen muß, erwächst den Sechsjährigen gegenüber als erste und wichtigste Verpflichtung die: eine genaue, eingehende Analyse der kindlichen Gedankenkreise vorzunehmen. Der Lehrer soll dem Arzte gleichen, der vor der Behandlung seine Patienten gewissermaßen untersucht, um nach der Diagnose seine Behandlung einzurichten. Aus den Ergebnissen der Analyse lassen sich Grundlagen für die Weiterentwicklung des Kindes, lassen sich Fingerzeige und Gesichtspunkte für die Auswahl und psychologische Durcharbeitung der Stoffe für das erste, bis zu einem gewissen Grade auch für das zweite Schuljahr gewinnen.

Seit ein paar Jahrzehnten sind in pädagogischen Kreisen vielfache und umfassende Untersuchungen des kindlichen Gedankenkreises vorgenommen worden. Bahnbrechend wirkten besonders die Vermählungen des Schuldirektors Dr. Hartmann in Annaberg im Erzgebirge, der in den Jahren 1880 bis 1884 den Vorstellungskreis von 1312 sechsjährigen Kindern einer genauen Untersuchung und Analyse unterzog. Sein Vorgehen regte in weiten Kreisen zur Nachahmung an, so daß bald aus Plauen i. V., Weimar, Hamburg und zahlreichen anderen Orten Deutschlands, ja sogar Englands und Amerikas Berichte über ähnliche Experimente und deren Ergebnisse vorlagen.

Dr. Hartmann stellte an die Kinder hundert Fragen, die sich auf das Tier-, Pflanzen- und Mineralreich der Stadt Annaberg, auf Naturereignisse, Zeiteinteilung, die heimatische Landschaft, auf Verkehrsmittel, Raum-, Zahl- und Farbvorstellungen, Religiöses und Soziales bezogen und zum Schluß, unter sonstigen, zu wissen verlangten, wieviel Kinder Märchen erzählen, Versen aufzusagen, einen Satz nachsprechen oder einen Ton nachsingen konnten, wieviel auf dem Kirchturn und auf dem Tanzsaal gewesen waren usw. Die Ergebnisse dieser Erhebung waren über alle Erwartungen schlecht. Von den Kindern hatten gesehen: einen im freien laufenden Hasen nur 16 Proz., ein Glühbirnen auf dem Baume 13 Proz., eine weibende Schafherde 33 Proz., einen Star vor dem Kasten 12 Proz., eine schwimmende Gans 40 Proz., eine Henne mit ihren Küchlein 28 Proz., den Knudsruf hatten gehört 12 Proz., den Gesang der Lerche im Freien 12 Proz., einen im freien hüpfenden Frosch hatten 24 Proz. gesehen, einen Biene stand 9 Proz., einen Schmetterling auf der Blume 49 Proz., eine kriechende Schnecke 31 Proz., ein Aehrenfeld 22 Proz., ein Kartoffelfeld 54 Proz., einen Leich 70 Proz., eine Wiese 36 Proz., ein Tal 9 Proz., einen Fluß 33 Proz., eine Sandgrube 7 Proz., ein Bergwerk 6 Proz., einen Steinbruch 17 Proz., es kannten ein Dreieck 10 Proz., ein Viereck 15 Proz., einen Kreis 43 Proz., einen

Würfel 39 Proz., eine Kugel 80 Proz., die Wochentage 11 Proz., die Jahreszeiten 8 Proz. Den Zahlenraum von 1 bis 10 beherrschten 66 Proz., etwas von Gott wußten 59 Proz., von Jesu 16 Proz., von biblischen Geschichten 2 Proz.; Gebete und Lieder kannten 23 Proz., den Gottesdienst 32 Proz., die Taufe 26 Proz., die Hochzeit 23 Proz.; die Zeit abzulesen verstanden nur 3 Proz. Nur verhältnismäßig wenige der vorhandenen Vorstellungen waren für die Schularbeit als Anknüpfungspunkte zu gebrauchen; die Mädchen erwiesen sich durchgängig reicher an bemerkbaren Vorstellungen als die Knaben.

Die Hartmannschen Untersuchungen sind, wie schon bemerkt, in zahlreichen Orten und Ländern mit örtlich gebotenen Änderungen wiederholt worden; die Ergebnisse waren da oder dort dürftiger oder günstiger, in wesentlichen aber überall dieselben. Ganz umfangreiche und sorgfältige Erhebungen wurden 1903 in Rothenditmold (Kassel) von Hend und Traubt angestellt. Unter Benutzung der Annaberger Fragebogen, die lokal abgeändert oder ergänzt waren, gelangte man zu Ergebnissen, die im allgemeinen etwas günstiger sind als die Annaberger und im einzelnen sich zu diesen und den Ergebnissen von Weimar etwa wie folgt stellen: In der Gruppe Mineralogie wurden erzielt in Rothenditmold 10 Proz., in Annaberg 10 Proz., in Weimar 2 Proz., in Zeiteinteilung N. 14 Proz., A. 7 Proz., B. 11 Proz.; in Religiöses N. 34 Proz., A. 26 Proz., B. 46 Proz.; in Raum-, Zahl- und Farbvorstellungen N. 51 Proz., A. 42 Proz., B. 46 Proz.; in Soziales N. 52 Proz., A. 44 Proz., B. 48 Proz.; in Naturereignisse N. 56 Proz., A. 38 Proz., B. 46 Proz.; in Vorstellungen vom heimatischen Ort N. 58 Proz., A. 38 Proz., B. 46 Proz.; in Sonstiges N. 64 Proz., A. 33 Proz., B. 50 Proz.; in Tierreich N. 75 Proz., A. 23 Proz., B. 30 Proz.; in Pflanzenreich N. 82 Proz., A. 20 Proz., B. 38 Proz. und in Verkehrsmittel N. 86 Proz., A. 42 Proz., B. 31 Proz. Insgesamt ergaben sich in Rothenditmold bei 7448 Untersuchungen 4196 brauchbare Vorstellungen (56 Proz.), ein Ergebnis, das, obwohl es günstiger ist als viele anderen, doch keineswegs als gut bezeichnet werden kann.

Besonders interessant sind die Ergebnisse der Erhebungen in Woston, indem sie einen Vergleich zwischen dem Gedankenreichtum der Stadt- und Landkinder anstellen. Hall, der Leiter dieser Untersuchungen, glaubt behaupten zu dürfen, daß die Stadtkinder durchweg auf einem niedrigeren geistigen Niveau stehen als die Landkinder. Man muß jedoch dabei in Betracht ziehen, daß diese Frage nicht so ohne weiteres, am allerwenigsten aus den Ergebnissen einer Analyse, gelöst werden kann, weil es an einem für beide Gruppen gleich verbindlichen Fragenmaterial fehlt und man ohne dieses sich von dem Boden des exakten Experiments auf das Gebiet nicht genau kontrollierbaren Abschätzens begibt, womit das Grundprinzip der Experimentalpsychologie aufgegeben wird. Mehr Beachtung, besonders für die Praxis, verdient die andere Mitteilung, daß Stadtkinder durch einen, wenn auch nur kurz bemessenen Landaufenthalt ganz bedeutend an Vorstellungsreichtum gewinnen.

Allen Untersuchungen gemeinsam ist das Ergebnis, daß sich in den Gedankenkreisen der Kinder eine gewisse Anzahl konstanter Vorstellungen zeigt. Eine Menge von Vorstellungen ist bei fast allen Kindern vorhanden, eine Anzahl anderer fehlt bei fast allen. Diese konstanten Erscheinungen für jeden Ort oder für jedes engere oder weitere Gebiet, in dem die Lebensverhältnisse gleich sind, zu ermitteln, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Pädagogik, denn die bei allen Kindern anzutreffenden Vorstellungen haben die naturgemäße Grundlage für die Anfänge des Schulunterrichts zu bilden. Nicht minder wichtig aber ist die zweite Aufgabe, die noch fehlenden Vorstellungen den Kindern so rasch als möglich zu verschaffen. Geschieht dies nicht, so operiert der Lehrer im Unterricht nur mit Worten, die Erziehung erschöpft sich im Vor- und Nachsprechen, Auswendiglernen und Auffagen, die Schule wird zur Papageienschule, die sehr gute Dressurerfolge haben kann, aber niemals instand ist, Menschen zu bilden. Am sichersten und bequemsten verhilft man den Kindern zu lebendigen Vorstellungen durch weitestgehende Berücksichtigung der Naturanschauung. Unser Schulunterricht spielt sich viel zu viel in Zimmern und Lehrsälen ab, die Kinder gehören mehr ins Freie, müssen bekannter werden mit der Natur, und zwar nicht durch Bilder, Präparate, ausgestopfte Tiere und dergleichen, sondern durch persönliche Anschauung, durch eigenes Erleben, durch Wanderungen in der Umgebung der Städte. Je weiter die Kinder bisher davon entfernt bleiben, je weniger sie bisher dazu Gelegenheit hatten, um so rascher und gründlicher muß dies nachgeholt werden, um so öfter ist die Natur aufzusuchen. Gewiß sind dabei, besonders in der Großstadt, mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, aber sie müssen eben überwunden werden, wenn es das Interesse und das Wohl der Jugend erheischt. Der Unterricht im Freien muß mehr und mehr den Unterricht in Schulräumen, die gerade für die gesündesten, tüchtigsten und hoffnungsvollsten unserer Kinder Schulfelder sind, ablösen; die Entwicklung der Unterrichtsmethode strebt unverkennbar dem — wenn auch vorläufig noch fernem — Ziele zu: die Erziehung mehr und mehr ins Freie zu verlegen. Die Türen der Schulen müssen geöffnet werden, damit unsere Jugend hinausströmen kann, um von der Natur und vom Leben für das Leben unterrichtet und erzogen zu werden. —

Trink- und Prunkgläser.

Das Berliner Kunstgewerbe-Museum besitzt eine der reichsten und schönsten Sammlungen alter und neuer Kunstgläser. Man findet hier Beispiele jeder Technik. Da sind namentlich Trinkgläser venetianischen, deutschen und böhmischen Ursprungs, die modernen Gläser von Tiffany und Gallé, die feinen geschnittenen und geschliffenen Gläser der Chinesen usw.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts begann die hohe Blüte der venetianischen Glaskunst, deren Herrschaft bald darauf in der ganzen Welt anerkannt wurde. Die Venetianer wurden auch die Begründer dieser Industrie in Deutschland und den Niederlanden, woselbst die Entwicklung etwa zu Anfang des 16. Jahrhunderts begann.

Die ältesten Stücke der Venetianer, wie man solche auch im Berliner Kunstgewerbe-Museum findet, sind noch ziemlich schwerfällig; die Formen scheinen den spätgotischen Metallgefäßen entlehnt zu sein. Aber bald werden die Gläser leichter und zierlicher, die Formen anmutig und zart, wie dies der Natur des in der Glut leicht bisfamen Materials entspricht. Neben zierlichen, farbigen Gläsern mannigfacher Art — darunter tarneolofarbiges Glas, ferner sogenanntes Abenteueringlas (mit eingeprengtem Kupfer) aus dem 17. Jahrhundert — finden wir die berühmten Millesiori-Glasgefäße von zierlicher Form, die ebenso sehr ihres dekorativen Reizes als ihrer Technik wegen beachtenswert sind. Bei diesen unübersichtlichen, meist in tiefen Tönen gehaltenen Gläsern greifen alle Farben scheinbar willkürlich durcheinander, so daß das ganze Glas aus kleinen Fasern, Flecken und Sternen hundert verschiedener Farben zusammengekehrt erscheint. Es werden ganz wunderbare Effekte dadurch erreicht. Die Farbenwirkung ist jedoch auch nicht so sehr vom Zufall abhängig, wie dies auf den ersten Blick erscheinen will. Unter Millesiori versteht man Glasflüsse, in welche farbige Glasstücke in vorher zusammengestellten Mustern eingeschmolzen werden. Namentlich wurden schöne Perlenkürze, die einen bedeutenden Ausschüttel für den Handel mit dem Orient bildeten, aus diesem Material angefertigt. Doch auch Biergefäße, Dosen usw. aus derartigen Gläsern findet man sehr häufig in den Museen. Millesiori bedeutet so viel wie „Tausendblumen“; die Bezeichnung ist nicht ungerühmter, denn häufig sind in die Glasmasse tatsächlich hunderte von Blümchen, Sternen usw. eingeschmolzen, die aus Querschnitten farbiger Stäbchen gebildet sind.

Sehr reich ist die Berliner Sammlung an venetianischen und spanischen Filigrangläsern, bei denen in die Masse Glasfäden in Bündeln, Streifen oder auch netzartig eingefügt sind. Diese Linien sind weiß oder farbig, bestehen aber größtenteils aus Milchglas. Auch bei farblosen Gläsern werden durch Einlegen derartiger Netzwerke sehr schöne Erfolge erzielt. Die Technik ist ziemlich einfach, läßt sich aber doch in Kürze nicht gut beschreiben. Es sei nur angedeutet, daß das feine Netzwerk aus regelmäßigen Reihen von Luftbläschen gebildet wird.

Im übrigen wird jede andere Technik der Venetianer durch lehrreiche Beispiele veranschaulicht. Da sind die sogenannten Eisgläser mit ihrer rissigen Oberfläche, die durch plötzliche Abkühlung bzw. durch Aufschmelzen von Glassplittern erzeugt wird, da ist ferner hant marmoriertes und geflammt Glas (durch Mischung farbiger Glasflüsse erzeugt), ferner das hellblau schimmernde Opalglas mit Malereien in Gold und Farben, kostbare Trinkgläser mit Emailmalerei usw. Zwei der wertvollsten Stücke der mit Emailmalerei geschmückten Becher verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Den einen derselben bezeichnet die Generalverwaltung der Museen als „eine der edelsten Perlen venetianischer Glaskunst“. Es ist ein Becher aus dem 15. Jahrhundert mit Darstellungen aus einem Ritterroman. Der zweite Becher, mit nicht minder reizvollen Malereien, Chimären-Gestalten, geschmückt, dürfte derselben Zeit angehören.

Auch die deutschen Gläser bekunden ein feines Schönheitsgefühl, zeigen aber im Gegensatz zu den venetianischen Gläsern etwas Kerniges, wie es dem deutschen Volksempfinden eigentümlich ist. Die verschiedenen Bezeichnungen dieser Gläser sind zum Teil heute noch in Gebrauch: Raßglas, Stiefel, Zummker, Willkomm, Kengster, vor allem aber der Römer, die klassische Form des Rheinweinglases. Man hat schon in früher Zeit in Deutschland namentlich kernige Gebrauchsgläser gefertigt. Dies gilt z. B. von den hier gezeigten gefasenen und gefirnissen Gläsern. Die gefirnissen Budel bilden eine einfache und doch recht wirksame Verzierung. Mit Vorliebe werden allerlei Trinkgefäße in Tiergestalt gefertigt, manche sogar von ziemlicher Vollkommenheit. Die Vorliebe des deutschen Handwerkers für allerlei Scherze äußert sich vielfach durch wunderliche Formen; ich erinnere nur an den „Stiefel“, der sich als Trinkgefäß bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

In der Renaissancezeit bemalte man die Gläser mit Emailfarben oder vergoldete sie; auch das Schleifen und Nadiieren wurde sehr vervollkommen. Es wurden mit eingebraunten Emailfarben die mannigfaltigsten Gegenstände, hauptsächlich Wappen, Zünungsymbole, Devisen, figürliche Gruppen, Spielformen usw. auf den Gläsern dargestellt. Das Kunstgewerbe-Museum besitzt eine große Reihe solcher aus grünlichem Glase bestehender Humpen des 16.

und 17. Jahrhundert, von denen die meisten aus dem Fichtelgebirge und dem Thüringer Walde stammen.

Obwohl die venetianischen Arbeiten ursprünglich als muster-gültige Vorbilder galten, schlugen die schlesischen und böhmischen Hütten bald eigene Wege ein. Im Gegensatz zu den Venetianern, welche das farbige Glas bevorzugten und häufig dem Zufall freies Spiel ließen, suchte man nunmehr möglichst weißes Glas zu erzielen.

So entstanden z. B. jene böhmischen Glaswaren, bei deren Herstellung man den natürlichen Kristall nachzubilden strebte. Die Kristallgläser sind ja auch heute wieder sehr beliebt. Man verstand aber auch in den böhmischen und schlesischen Glashütten ganz vorzüglich die verschiedenen Methoden des Schleifens und Gravierens. Es ist ganz natürlich, daß man zuerst in Böhmen das Glas zu schleifen begann; denn Böhmen ist auch die Heimat der Steinschleifer. Man fand also hier die Leute, die mit der Technik bereits gut vertraut waren. Derartige böhmische und schlesische Gläser, die das Kunstgewerbe-Museum in sehr großer Zahl besitzt, sind meist dickwandiger als die venetianer Gläser. Die meisten sind mit Städte-Ansichten, Burgen, Schlössern, Wappen, Devisen und schalhaften Sprüchen geschmückt; ja häufig ist die ganze Fläche mit diesen gravierten und geschliffenen Zeichnungen bedeckt. Wir finden hier sehr viele schöne Stücke aus dem 17. und 18. Jahrhundert, aber das kostbarste Exemplar ist ein von Gottfried Spiller geschnittener Humpen mit einer Darstellung des Orpheus, dessen Lied wilde und zahme Tiere des Waldes herbeilodt. Dieses auf kleiner Fläche enthaltene gravierte Bild wirkt geradezu plastisch und ist von einer köstlichen Feinheit in der Komposition wie im Detail.

Zu den wertvollsten Exemplaren der Sammlung gehören ferner die von dem Alchymisten Kundel um das Jahr 1700 hergestellten Nubingläser, die sich durch ein wunderbares Feuer auszeichnen und vielfach auch mit eingeschnittenen Wappen, Blattornamenten usw. geschmückt sind, namentlich Kelche, Wecker und Schalen. Schon im Mittelalter war die Kunst bekannt, Glas durch Zusatz von Kupfer rot zu färben. Diese Technik ging wieder verloren, bis es dann Kundel gelang, das prächtige Goldrubinglas zu erzeugen, bei welchem die rubinrote Färbung durch Zusatz von Gold erzielt wird. Heute kennt man außer dem Goldrubinglas noch ein hochrotes Kupferrubinglas, sowie ein gelbes Silberrubinglas. Es ist ein Verdienst der rheinischen Glashütte zu Köln-Ehrenfeld, aufs neue die tadellose Herstellung des Goldrubinglases nach vielen Versuchen aufgenommen zu haben; denn nach Kundel war die Technik allmählich wieder verloren gegangen. Lange Zeit hindurch half man sich durch Herstellung von Ueberfanggläsern, wie sie in der Glasmalerei vorkommen, d. h. durch Aufschmelzen der roten Fritte auf das weiße Glas. Dabei erschienen aber alle stärkeren Teile, Füße, Henkel, Knöpfe usw. schwarz, wodurch natürlich die Wirkung sehr beeinträchtigt wurde. Erst nach vielen Experimenten ist es gelungen, das Material in prächtigem Purpurrot und in allen Teilen durchsichtig herzustellen.

Die Erwähnung der Ehrenfelder Hütte leitet uns zu den modernen Arbeiten über. In Deutschland war es an erster Stelle Oskar Nauter, der Direktor der genannten Hütte, der während der letzten Jahrzehnte die Formen wie die Dekorationen der deutschen Gläser veredelte. Es war dies nur durch eingehende Studien der venetianischen und altrömischen Gläser möglich. Dazu boten Privatsammlungen in Köln ein reiches Material. Es wurden aber nicht allein die alten, guten Gläser kopiert, sondern auch völlig neue Formen gefunden. Auch auf technischem Gebiet hat sich die Hütte ein hohes Verdienst erworben. Sie stellt nicht weniger als sieben verschiedene Nuancen des grünen Glases her, das vorzüglich zur Herstellung von Trinkgefäßen zum Genuß des edlen Rheinweins Verwendung findet.

Neben diesen rheinischen Gläsern finden wir in der Berliner Sammlung moderner Arbeiten zarte französische und feine böhmische, sowie schlesische Glaswaren, dann aber auch die Brunnstücke von Lobmeyr in Wien, von Tiffany in New York und von Gallé und Daum in Nancy. Die Wecker, Kelche und Vasen Tiffany's zeichnen sich durch die wunderbare Harmonie in der Masse gefärbter Glasflüsse aus, die bei diesem geflammten oder marmorartig gezeichneten Stücke launenhaft durcheinander greifen. Andere Stücke dieses Künstlers haben einen durchaus metallischen Charakter; nur ist der Glanz des Goldes und Silbers hier sogar noch überboten.

Wesentlich anderer Art sind die Dekorationsmittel von Gallé und Daum. Die Grundlage dieser farbenreichen Reliefgläser bildet das sogen. Ueberfangglas. Dieses Glas kann aus zwei oder auch mehreren Schichten verschiedener Färbung bestehen, und die Grundlage kann weiß oder auch farbig sein. Durch Fortstechen einer oder mehrerer Farbensichten kann man bald den einen, bald den anderen Ton zur Erscheinung bringen, aber auch die mannigfaltigen Zwischen-töne erzeugen, denn das durchfallende Licht, das hier zwei, dort vier Farbschichten zu durchbrechen hat, bereichert die ganze Farbenskala um neue Töne. Das sind nun die Mittel, mit denen Gallé und Daum ihre wunderbaren Farbenreliefs bilden, ihre Kompositionen aus naturalistischen Blumen, Vögeln, Käfern und Pflanzen, die nicht nach Willkür über die Fläche gebreitet, sondern im logischen, natürlichen Zusammenhange durchgebildet werden.

Wieder anderer Art ist der Schmuck der Gläser von Lobmeyr. Da ist z. B. eine Fruchttschale von klarem, weißen Glase, die gar kein

Relief und gar keinen Farbenschmuck besitzt, aber doch durch wunderbares Irisieren des Glases alle bunten Farben des Regenbogens zeigt, welche je nach unserem Standpunkt wechseln, also jedenfalls durch die eigenartige Lichtbrechung hervorgerufen werden. Bekannt ist jedenfalls, daß man diesen eigenartigen Farbenreiz auch auf blindgeordneten alten Fensterscheiben beobachten kann.

Bemerkenswert ist, daß die Chinesen, und zwar offenbar schon in sehr früher Zeit, die von Gallé angewendete Technik gekannt haben. Das zeigt uns die Sammlung chinesischer Gläser im Kunstgewerbe-Museum. Da sind kleine Flaschen zum Aufbewahren von Schnupftabak, mit dem Diamant gravierte Gläser, Schmuckfächer aus Glas usw. Namentlich die dickwandigen Tabakfläschchen zeigen sehr kräftige und recht vollkommene Reliefs. Der Grund ist meistens in hellen Tönen gehalten, sodas sich die sehr kräftig geschnittenen Fische, Drachen, Schlingpflanzen in tiefblauen und tiefroten Tönen von weißem, gelbem und hellblauem Grunde abheben. Am interessantesten sind Arbeiten, bei denen zwei verschiedenartige Pflanzenornamente in starkem Relief übereinander liegen, so daß beispielsweise ein rotes Rankenornament über ein anderes von gelber Färbung nebarig hinweggeht. Wertvoll ist diese Sammlung namentlich auch deshalb, weil uns hier auch Proben von Rohmaterial und halbfertigen Arbeiten der Chinesen gezeigt werden, so daß wir ein vollkommen klares Bild der Technik gewinnen können. — Fred Hood.

Kleines feuilleton.

t. Die Türksminen Persiens. Die unterirdischen Reichtümer Persiens sind bisher in sehr geringem Grade ausgenutzt worden. Die einzige Ausnahme machen die Türksminen bei Nischapur, einem Ort, der an der großen Handelsstraße zwischen dem kaspischen Meer und Mesched am Fuße einer beträchtlichen Bergkette gelegen ist. Diese Minen werden seit langen Jahren regelmäßig ausgebeutet. Früher hatte wahrscheinlich die Regierung selbst den Betrieb in die Hand genommen, während er heute gegen eine mäßige Abgabe Privatleuten überlassen ist. Das Bergwerkgelände erstreckt sich über eine Fläche von etwa 36 000 Hektar und liegt von Nischapur 60 Kilometer gegen Nordwest entfernt. Außer den Türksminen findet sich dort ein Salzbergwerk, ein Steinbruch für Mühlsteine und eine Bleimine, doch werden die letzten beiden nicht mehr ausgebeutet. Die Arbeiter verteilen sich auf mehrere Dörfer, deren wichtigstes Maadan heißt. Der Pächter ist eigentlich unbeschränkter Herrscher dieses Bezirks und erhebt als solcher Steuern von den Einwohnern, die sich dort niederlassen, aber nicht in Geld, sondern in Arbeit. Die Türksminen erstrecken sich einmal auf das vulkanische Gebirge Tschurag-Kuh und auf das Schwemmland am Fuße dieses Berges, wo gerade die schönsten Türksinen, die durch den Regen ausgewaschen worden sind, gefunden werden. Man nennt sie Sengi-khali (Erdfsteine), und infolge ihrer Seltenheit werden sie mindestens dreimal höher bewertet als entsprechende Steine, die aus dem Gestein des Berges selbst hervorgeholt werden. Das Schwemmland wird von Frauen und Kindern durchsucht, die für ihre Arbeit noch eine Abgabe bezahlen müssen. Im Gebirge selbst sind vier Schachte angelegt, und früher bestanden wahrscheinlich auch regelmäßig angelegte Stollen mit Luftschachten, die aber allmählich infolge ihrer Vernachlässigung verfallen sind. Die einzige Regel, die beim Betrieb der Minen beobachtet wird, geht darauf aus, mit möglichst geringen Kosten einen möglichst hohen Ertrag zu erzielen. Es kommt dem Pächter darauf an, die Pachtsumme möglichst rasch herauszuschlagen und der Mine, wie man zu sagen pflegt, die Augen auszureißen, ohne Rücksicht auf die Zukunft. Die Schachte erreichen eine Tiefe bis zu 150 Metern, gehen übrigens nicht senkrecht in die Erde hinab, sondern in Winkeln von 30—75 Grad. Das Gestein wird mit Hacken abgelöst und durch eine Kette von Arbeitern von Hand zu Hand herausgeschafft, um unter Tag in roher Weise mit Hämmern zertrümmert zu werden, wodurch oft die schönsten Steine zu Grunde gehen. Das zerleinerte Gestein wird dann durch Kinder unter Bewachung von Soldaten geschlämmt. Nur Stücke von der Größe einer Nuß, in denen Türksine vorhanden zu sein scheinen, werden gesammelt, gleich in Säcke verpackt und nach Mesched gesandt, um dort zerschnitten zu werden. Außer den vier regelmäßig bearbeiteten Schächten ist noch eine Anzahl anderer vorhanden, die auf den früher weit größeren Umfang des Bergbaubetriebs hindeuten. Es steht den Bewohnern des Bezirks frei, das Recht ihrer Bearbeitung von dem Pächter gegen eine hohe Abgabe zu erwerben, doch müssen dann alle gefundenen Steine zu natürlich möglichst geringem Preis an diesen verkauft werden. Der Unternehmer überwacht in Mesched das Schneiden und den Verkauf der gewonnenen Türksine selbst. Man darf sich nicht darüber wundern, daß diese überaus rohe Art des Bergbaues die Qualität der Türksine beträchtlich herabgesetzt hat. Kleine Stücke finden sich bei allen persischen Juwelieren in Ueberfluß und werden zur Ausschmückung von Wasserpeifen und kleineren Silberarbeiten benutzt, dagegen sind wirklich gute Stücke selten und werden immer teurer, wenn sie die echte tiefblaue Farbe des orientalischen Himmels besitzen und keinerlei Flecke oder Risse haben sollen. —